



# Der alexandrinische Stil und die „Werther Zeit“.



Ein Beitrag  
zur Kulturgeschichte Dorpats um 1800.



Von

**Hugo Semel.**



**Dorpat 1918.**

Druck von H. Laakmann's Buch- und Steindruckerei.

*Konrad*  
*1918*



# Der alexandrinische Stil und die „Werther Zeit“.



Ein Beitrag  
zur Kulturgeschichte Dorpats um 1800.



Von

**Hugo Semel.**



**Dorpat 1918.**



## Der alexandrinische Stil und die „Werther Zeit“.

Auf den alten, verwitternden, und doch noch so trotzigen, mächtig emporstrebenden Ruinen unseres Heimatlandes hat sich im Lauf der Zeit in einzelnen Rizen vielfach eine dünne Humusschicht gebildet; Samen von umstehenden Bäumen sind dahin verweht worden, haben Wurzeln gefaßt und sind allmählich kräftig emporgeschossen, so daß ihr frisches Grün nunmehr einen anmutigen Kontrast bildet zu dem alten, grauen und rötlichbraunen Gemäuer...

In einem ähnlichen Verhältnis steht die Gesamtheit der kulturellen Erscheinungen, die ich in diesem kleinen Aufsatz skizzieren will, zu jenem Grundstock deutschen Wesens, dessen Entstehung und Entwicklung in der alten Hansestadt „Dörpt“ in den beiden vorangehenden Abhandlungen dargelegt worden.

Dort ist gezeigt worden, wie hier nach bewährten Mustern allmählich ein echt deutsches Stadtbild entstand, und ein Bürgertum erwuchs, tatkräftig und zielbewußt, zäh und ausdauernd, behäbig und bieder, daneben wohl mit einem Stich ins Hausbackene; denn wenn von Hans Sachs in einem bekannten Verschen berichtet wird, er sei auf zwei sehr verschiedenen Gebieten tätig gewesen, so hören wir von seinen dörptschen Standesgenossen nirgends, daß sie seine Mitbrüder auch in Apoll gewesen. Zum „Musesitz“ wird Dorpat erst in viel späterer Zeit.

1558 brach dann jene zirka anderthalb Jahrhunderte dauernde, namenlos schwere Zeit über Livland herein, wo dieses Gebiet das Kampfesobjekt der Großmächte wurde, die ringförmig um es emporgewachsen waren. Schwerer aber, als alle andern Städte des Landes, schwerer jedenfalls als Riga und Reval, hat Dorpat als nach Osten hin vorgeschobener Posten unter den Kriegsschrecken zu leiden gehabt: nahe an zehnmal hat es seinen Besitzer gewechselt, 1571 wurde von den Russen nahezu die ganze Bevölkerung hingeschlachtet oder ins Innere fortgeführt, 1708 ist es wiederum auf Peter I. Befehl zu einer Verschleppung der ganzen Einwohnerschaft und zu einer gänzlichen Zerstörung der Stadt gekommen.

Zwar erhielten 1714 die dörptischen Bürger die Erlaubnis zur Rückkehr aus Wologda, wohin die meisten transportiert worden waren, doch nur wenige fanden sich ein<sup>1)</sup>, um an dem mühsamen Werk eines Wiederaufbaues von Grund aus teilzunehmen. „Noch im Jahre 1721 beschränkte die Zahl der Glieder beider Gilden sich auf elf Personen, die der Ratsglieder auf einen Bürgermeister und drei Ratsherren“ (Eckardt, loc. cit. p. 23).

Wenn nun aber weder Dorpat noch auch Livland im allgemeinen sich von den Folgen der Kriegsnöte in den folgenden Dezennien recht erholen konnten, so lag das — abgesehen von dem furchtbaren Rückgang der Bevölkerung — vor allem auch an dem Versiegen der früheren Quellen des Wohlstandes, in erster Linie dem längst bereits eingetretenen Verfall aller Handelsbeziehungen zwischen Nowgorod und Lübeck. Für Riga hatte sich anderweitiger Ersatz gefunden, Dorpat blieb ausgeschaltet aus dem Netz der Handelsstraßen und fristete sein Dasein weiter als dürftiges Binnenlandstädtchen, über dem sich, als ein Denkmal früherer Größe, die mächtigen Ruinen der alten Bischofskathedrale erhoben.

Die wirtschaftliche Misere hat dann auch Gesinnung und Sitten der dörptischen Bürgerschaft jener Zeit mit ihrem traurigen Stempel gezeichnet. Wohl bestanden die meisten Körperschaften noch weiter, welche im Mittelalter entstanden waren, aber was damals Ausdruck triebkräftigen Lebens und sozialer Gestaltungskraft gewesen war, fristete jetzt vielfach bloß dank dem Gesetz der Trägheit sein Dasein. „Wollten wir allen Einzelheiten der Geschichte Dorpats in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nachgehn,“ schreibt Eckardt (loc. cit. p. 23), „so hätten wir wenig mehr zu tun, als ein Register endloser kleinlicher Händel abzuschreiben, in denen die Körperschaften der Embachstadt, wie die einzelnen Bewohner derselben, ihre Kräfte aufrieben. Bald streiten Sattler und Schneider mit Erbitterung über die Grenzen ihrer Zunftbefugnisse, bald verklagen die Bäcker einen Koch, der Torten gebacken hat,

---

1) Über die Katastrophe von 1708 heißt es in einem ergreifenden zeitgenössischen Bericht: „Am 16. Februar ging der größte Teil der ganzen Bürgerschaft zum Abendmahl — es war ein herzzerreißender Abschied voneinander, von der väterlichen Stadt und Kirche . . . Der Tag des Ausbruchs war auf den 18. Februar angesagt worden; die Kälte war grimmig, aber alle mußten fort: Junge und Alte, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, sogar Sterbende. Jeder mit seinem besten Eigentum wurde auf Wagen und Schlitten gepackt, die Ärmsten sogar nur auf jämmerlichen, an die Schlitten gebundenen Schleffen — und alles das unter lautem Klagen, lautem Jammern und Weinen . . .“ (c. J. Eckardt: Zur Geschichte Dorpats, Dorpat 1867, p. 20, eine in Eckardts meisterhafter Manier entworfene Skizze, der ich auch im folgenden einige Einzelheiten entlehnt habe). . . . Wie viele dörptischen Einwohner werden unter solchen Umständen Wologda lebend erreicht haben!

oder die große Gilde prozessiert mit dem Rat darüber, ob die Buchbinder zur großen oder zur kleinen Gilde gehören; der Rat ist feinstiels ununterbrochen durch Händel mit dem Statthalter oder mit dem Obristen der einquartierten Truppen beschäftigt.“

Nimmt man nun noch die mancherlei Anzeichen hinzu, welche für Verwilderung und Sittenroheit auch unter den Vertretern der „gebildeten“ Stände sprechen<sup>1)</sup>, so ist das Gesamtbild, welches Dorpat in jener Zeit geboten haben muß, nach keiner Seite hin erfreulich.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts beginnen sich aber doch einzelne Regungen erwachenden neuen Lebens zu zeigen, und die haben dann den Boden abgegeben für jene Manifestationen kulturellen Empfindens, deren ich zu Anfang gedachte. Und dieser Aufschwung fand statt, trotzdem Dorpat gerade zu Beginn dieser Zeit abermals von schwerem Unheil heimgesucht wurde, und zwar in Gestalt von drei schweren Feuersbrünsten, welche die Stadt in den Jahren 1755, 1763 und 1775 betroffen haben, und deren letzte geradezu vernichtende Wirkungen hervorgebracht. 290 Häuser wurden ein Raub der Flammen. „Die wenigen übrig gebliebenen Häuser konnten kaum die Hälfte der Unglücklichen fassen, die jetzt ohne Obdach, viele ohne einen Bissen Brot, einige ohne Kleidung, mit ihren Familien umherirrten. Viele derselben quartierten sich in die Kirche, ja selbst in die Begräbnisgewölbe, welche an der Kirche angebaut waren, noch andere unter die Schornsteine ihrer ehemaligen Häuser, ein. Einige Familien wohnten mehrere Tage auf Böten“ (c. Eckardt, loc. cit. p. 29).

Über gerade in Anlaß dieses dritten furchtbaren Brandschadens begann eine rege Tätigkeit, die den deutlichen Beweis erbrachte, daß in Dorpat eine Reihe von Männern vorhanden war, welche die kulturellen Bedürfnisse und Bestrebungen der Zeit — zunächst auf baulichem Gebiet — teilten und zugleich den Willen und die Mittel besaßen, diese Bestrebungen zu realisieren.

Und die 4—5 auf 1775 folgenden Dezennien sind es denn auch gewesen, welche der Stadt bis auf den heutigen Tag ihr architektonisches Gepräge gegeben, soweit es nicht von den späteren, meist gänzlich stillosen Bauten wieder vermischt worden ist<sup>2)</sup>, wäh-

1) So erwähnt Eckardt (loc. cit. p. 27), daß die Klagen, welche der estnische Pastor Fuhrlohn wider die auch in Dorpat zu Einfluß gelangten Herrnhuter erhob, von diesen „mit so nachdrücklichen Hinweisen auf das anständige Leben des Herrn Pastors beantwortet wurden, daß das Stadtkonistorium eine Untersuchung wider denselben anstellen mußte, und Herr Fuhrlohn unfehlbar seines Amtes entsetzt worden wäre, wenn der Tod ihn nicht dem irdischen Richter entrückt hätte.“

2) Erhalten blieben eine Reihe von Häusern zwischen dem heutigen Rathaus und der Breit-Straße (c. darüber näher den Artikel von Dr. Th. von Wahl: Bautätigkeit in Dorpat vor 100 Jahren, „Nordlivländische Zeitung,“ 28—29/1 (1909). Auch dieser Artikel ist im folgenden mehrfach benutzt worden.

rend aus früherer Zeit außer der Domruine und der Johanniskirche eigentlich nur die wenigen spitzen Giebelhäuser in ihrer Nähe und vielleicht vereinzelt andere ältere Gebäude mit schweren Mansardendächern sich erhalten haben.

An der Spitze des dörpischen Gemeinwesens stand in dieser schweren Zeit, wo es wiederum beinahe als ovo zu beginnen galt, zum Heil für die Stadt ein außergewöhnlich tüchtiger Mann, der der Situation gewachsen war: Friedrich Konrad Gadebusch, heutzutage vor allem hochgehalten als Begründer der livländischen Geschichtsforschung. „Mit erwachtem Mut“ und „bewunderungswürdiger Emsigkeit“ machte man sich an den Wiederaufbau, wozu mannigfache namhafte Spenden die materiellen Grundlagen lieferten. Um ähnliche Unglücksfälle in Zukunft zu vermeiden, wurde die Verfügung getroffen, daß nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch die Nebengebäude und Zäune nur in Stein aufgeführt werden dürften. Damals erstand das heutige Rathaus mit seiner in Einzelheiten noch ins Barock hineingehörenden Ornamentierung und seinem Barocktürmchen, und ihr gegenüber die für jene Zeit sehr charakteristische, auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbaute „steinerne Brücke“ über den Embach.

Für die weitere Ausgestaltung des dörpischen Stadtbildes sind nun zwei Umstände von besonderer Bedeutung geworden: zunächst begann der in der Umgegend ansässige Adel darauf zu halten, in der Stadt ein bequemes und stattliches Wohnhaus zur Disposition zu haben, und dieser Sitte verdankt Dorpat eine ganze Reihe seiner stilvollsten Bauten am Großen Markt und in seiner Umgebung<sup>1)</sup>. Demgegenüber treten die von wohlhabenden Bürgern errichteten Häuser an Zahl und architektonischem Wert mehr in den Hintergrund<sup>2)</sup>.

Und von nicht geringerer Bedeutung war es dann natürlich, daß 1802 Dorpat wiederum Universitätsstadt wurde, und nun unter Leitung von Professor J. W. Kruse eine neue durch zirka zwei Dezennien sich erstreckende Bautätigkeit begann. Verknüpft damit war die das Stadtbild in grundlegender Weise verändernde und belebende Verwandlung des sie krönenden Domberges aus einem fahlen Sandhaufen in jenes Ensemble von Alleen, Buschkaden

1) Zum Teil sind sie aber jenseits des Embachs gelegen, so das ehemals dem Leutnant W. L. von Pischkors gehörige stattliche, an der Ecke der Steinstraße und des Platzes belegene Haus, dessen schöner Spiegelsaal eben als — Aufbewahrungsraum für die im dort eingerichteten Lombard verletzten Kleider dient. Daneben befanden sich jenseits des Flusses die „Höfchen“ (d. h. die Sommerhäuser) wohlhabender Familien.

2) Auch ein Zeichen dafür, wie wenig kapitalkräftig das dörpische Bürgertum jener Zeit war.

und Kasenplätzen, das noch heute die Zierde und den Stolz der Stadt bildet, und in dessen Mitte sich die mächtige Ruine der Bischofskathedrale erhebt.

Wandert nun ein mit bloß bescheidenen historischen und kunsthistorischen Kenntnissen, aber mit offenem Blick ausgerüsteter Reisender durch die Stadt, so wird ihm die Menge der architektonischen Motive auffallen, die der Antike, vor allem dem antiken Tempelbau, entlehnt sind: Säulen und Giebelfelder, Frieße, Triglyphen und Metopen, bis hinab auf die guttuli — all diese Elemente findet er wieder, allerdings in meist stark reduzierter Form, gewissermaßen als rudimentäre Organe, und doch mit unverkennbarer Deutlichkeit auf ihren Ursprung aus fernem Lande, aus einem unversiegliehen Quell der Kultur und der ästhetischen Befruchtung hinweisend. Besonders in die Augen fallend ist dieser Einfluß der Antike bei Gebäuden, wie die Univerſität, das Veterinärinstitut und — eine Art von Kuriosität — der so wenig erhabenen Zwecken dienende Kaufhof.

Nun ist es ja freilich eine dem Kenner der kunstgeschichtlichen Entwicklung sehr geläufige Tatsache, daß seit dem Aufkommen der Renaissance die Architektur immer wieder auf antike Formen, Elemente antiker Baukunst zurückgreift. Aber während diese Formen zuzeiten so stark alteriert und nur als „dissecta membra“ gebraucht werden, daß nur ein geübteres Auge den Zusammenhang festzustellen vermag, sind gerade die beiden letzten Dezennien vor 1800, vor allem dann aber die darauf folgende Periode durch ein bewußteres, einheitliches Zurückgehen auf die Antike, durch das Bestreben gekennzeichnet, auch einen entsprechenden Gesamteindruck zu erzielen. Bemerkenswert ist für diese Stilrichtung außer den erwähnten Merkmalen noch die Vorliebe für Urnen und Guirlanden.

Unter den russischen Kunsthistorikern scheint man sich für diese Bauart auf den Namen „alexandrinischer Stil“ geeinigt zu haben<sup>1)</sup>. Es ist klar, daß es sich um eine in den Grundzügen mit dem Empire verwandte Erscheinung handelt.

Und weiterhin ist es nun von kulturhistorischem Interesse, daß diese antikisierende Richtung nicht nur beschränkt bleibt auf Kirchen, Paläste und öffentliche Prunkgebäude, sondern hinübergreift auf die Architektur des bürgerlichen Wohnhauses, daß die bisher schmucklosen, wenig gegliederten Außenwände unter den spitzen Giebel- oder den schweren („holländischen“) Mansardendächern nunmehr umkleidet werden mit den Attributen klassischer Baukunst.

1) In den mächtigen Petersburger Kasernen und Palästen erkennt man unschwer die Vorbilder für die so viel bescheideneren Dorpater Bauten.

für die Annahme nun, die ich aussprechen will, und die diesen Erfurs in die Entstehungsgeschichte des heutigen Dorpater Stadtbildes in Zusammenhang bringen würde mit dem Ausgangspunkt unserer Betrachtungen, lassen sich freilich keine direkten Beweise vorbringen. Aber liegt nicht von vorn herein die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es sich hier nicht nur um die Rezeption bloßer Formen gehandelt habe, daß die Übernahme dieses etwas schwerfälligen, monotonen, gewissermaßen lebensfernen Stiles die — ästhetisch vielleicht gar nicht hochzuwertende — Überwindung des bloßen Notdurfts- und Nützlichkeitsbaues bedeutete, daß in den Seelen jener Menschen, die sich ihre Häuser im „alexandrinischen Stil“ erbauen ließen, leise das Pathos jenes Lebens nachklang, welches einst in diesen architektonischen Formen seinen Ausdruck gefunden hatte. Dies würde ein weiteres Zeugnis dafür sein, daß die kulturelle Krisis, die geistige Misere aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts allmählich überwunden wurde.

Und hieran schließe ich nun eine Reihe von weiteren kleinen Zügen und Zeugnissen, welche das Geistesleben Dorpats um 1800 illustrieren und den eigentlichen Inhalt dieses kleinen Aufsatzes bilden sollen.

Ich führe den Leser auf den dörpatischen „alten“ Kirchhof mit seinem wunderbar schönen Baumbestande, seiner weltabgeschiedenen Stille, — er liegt ja ganz außerhalb der Stadt, kein Ton aus ihr dringt hinüber — mit seinen historisch bedeutsamen oder kulturgeschichtlich interessanten Gräbern<sup>1)</sup>: auch hier begegnet uns in mannigfacher Ausgestaltung das Urnenmotiv oder umgestülpte Lebensfaceln.

An der einen Kirchhofswand erhebt sich nun eine stattliche Grabkapelle: über der mit weißem Stuck beworfenen, durch Pilaster eingefassten Fassade erhebt sich ein hohes, mit bereits bemoostem Blech überzogenes Mansardendach, von einer spitzen Pyramide gekrönt. Zu beiden Seiten des mit Eisen beschlagenen Portals befindet sich in einer Nische ein pyramidenförmiger Aufsatz, darüber ein in Stuck ausgeführter Totenschädel.

---

1) Zu den historisch bedeutsamen Grabstätten gehört das Erbbegräbniß links vom Eingang, wo Mitglieder der für die Universitätsgeschichte so bedeutsamen Familien Ewers, Engelhardt, Harnack und Öttingen begraben sind; sodann die ehrwürdige Stätte, wo K. E. von Baers sterbliche Überreste ruhen. Kulturgeschichtlich interessant sind die „Erbbegräbnisse“ einzelner Zünfte (eher wohl bloß Abstellräume für Särge).

Daneben lesen wir folgende Inschriften:

Inskrift  
auf der linken Seite:  
Jakob. frie. Teller  
weiland  
Ratsherr in Dorpat.  
Geb. den 7. Jan. 1729.  
Best. den 23. Nov. 1794.  
Und  
dessen Ehegattin  
Maria Eli. Teller  
geb. Gronicka  
Geb. d. 5 März 1729  
Best. den 6 Febr. 1799  
Erbaueten dieses ihr  
familienbegräbnis  
Anno 1794.

Inskrift  
auf der rechten Seite:  
Hier wird beim Abschied  
Von den Seinen  
So manche Träne  
Hingeweint.  
Die pfl egte mich  
Von Kindesbeinen,  
Der war mein Vater,  
Der mein Freund.  
Wohl uns, wenn man  
Uns so beklagt,  
Und dann recht wohl  
Wenn's wieder tagt.

\* \* \*

\* \* \*

„Aber das ist ja der reine Werther in Livland!“ wird hier der geneigte Leser ausrufen. Und so ist es auch: „die Wertherzeit in Livland“ würde eines der reichhaltigsten Kapitel in der Kulturgeschichte der Ostseeprovinzen bilden, freilich ein Kapitel, das noch seines Bearbeiters harzt, und zu dem hier nur ein sehr bescheidener Baustein geliefert wird.

Auch ist es nicht jener Werther, wie Goethe ihn darstellt, als leidenschaftlich-genialischen Jüngling, als eine Sturm- und Drangnatur, sondern wie die Zeit ihn als Jüngling ihres eigenen Wesens aufnahm, als den Hauptrepräsentanten jener Epoche der Sentimentalität, die so zart, so überschwenglich und zugleich so reflexionsmäßig<sup>1)</sup> empfand und zugleich so zu empfinden strebte, die den Wert des Menschen nach dem Grad seiner Empfindsamkeit bemas; die Zeit der Seelenfreundschaften und Freundschaftsergüsse, der Freundschaftsaltäre und Freundschaftsurnen, der Pomonatempelchen und Einsiedeleien<sup>2)</sup>, der Almanache, Stammbücher und Hochzeitsbänder, und der Weihgedichte zu allen denkbaren Gelegenheiten.

1) Rationalismus und Empfindsamkeit schließen einander nicht aus, sondern sind eher komplementäre Erscheinungen.

2) In Erinnerung an Rousseaus „Eremitage“ errichtet.

Etwas blaß und kontrastarm, wenig markig erscheint uns Nachgeborenen diese Kultur, ähnlich den Zeichnungen, welche jene Almanache und Stammbücher in reichlicher Weise zieren; gar mancher ihrer Erscheinungsform haftet der Fluch der Lächerlichkeit oder der Trivialität an; und doch liegt über jener gesamten Epoche ein feiner Hauch und Duft, und im Gegensatz zu unserer an Gegensätzen so überreichen, in ihrem Empfinden vielfach zerklüfteten Zeit, passen auf jene Menschen Schillers bekannte Verse, passen auf sie viel mehr, als auf die Griechen, denen sie eigentlich gelten:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,  
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,  
Empfängt er das Geschloß, das ihn bedräut,  
Mit freundlich dargebotnem Busen  
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

\* \* \*

Noch zwei Grabmonumente mit charakteristischen Inschriften haben sich aus jener Zeit in Dorpat erhalten: sie befinden sich neben dem Haupteingang in die alte, schwerfällig-massive Johannis-Kirche und gehn beide auf das bedeutungsvolle Jahr 1813 und die damit verknüpften Ereignisse zurück.

Das eine Grabmal stellt eine aus verschiedenfarbigem Marmor gefertigte und mit einer Urnenbekrönung versehene Stufenpyramide dar. Gegenüber der Inschrift befindet sich ein Relief: vor einem in antikem Stil gehaltenen brennenden Altar sitzt eine Frauengestalt mit Buch und Kreuz in den Händen; die Inschrift aber lautet:

Dem zärtlichen Gemahle / dem treuen Freunde / Dem edlen  
Manne und Helden / Dem Generalmajor und Ritter / Otto  
von Knorring / Weihet die tiefgebeugte Gattin C. von Knorring /  
geborene Baronesse von Coewenwolde / Im Jahre 1813<sup>1)</sup>

Interessanter ist das zweite Denkmal, eine Säule aus grauem Marmor mit darauf angebrachter Urne aus weißem Marmor. Auf einem Relief ist ein offener Sarkophag zu sehen mit einem Engel, der auf die Sonne hinweist. Auf der vorderen Seite sind folgende Verse zu lesen:

Ruhet süß in Grabeskühle  
Nach dem heißen Schlachtgewühle,  
Lispelt sanft die Abendluft  
Friedenswort an Eure Gruft.

1) Die Konstruktion ist nicht zu Ende geführt.

Und hoch über Sonnenfernen  
Blüh ein Kranz von ew'gen Sternen,  
Statt des Lorbeers Euch ums Haupt,  
Den Euch früher Tod geraubt.

Darauf folgt auf der zweiten und dritten Seite der Urne folgende Inschrift: Charles Baron von Coenenwolde, Russisch-Kaiserlicher Oberster der Garde und Ritter; Casimir Baron von Coenenwolde, Russisch-Kaiserlicher Rittmeister der Garde / Starben den Heldentod für das Vaterland, / Ersterer bei Borodino und der zweite bei Austerlitz / Beide in der Blüte ihres Alters.

Den treue Brüdern, Den edlen Männern, Den tapfern Söhnen  
des Vaterlandes / Weihet / Treue Schwesterliebe / Dieses Denkmal /  
Im Jahre 1813.

Ist in diesen Grabinschriften für das Zeitalter der Empfindsamkeit kennzeichnend das Bestreben, in Wort und Reim Gefühle bei Ereignissen auszudrücken, vor deren überwältigender Wucht wir, Menschen von heutzutage, lieber verstummen, so ist womöglich noch charakteristischer die Art, wie man in jener Zeit auf Eindrücke des Alltagslebens reagierte. Mehr als ein sprechendes Zeugnis dafür findet sich in den reizvollen Erinnerungen des langjährigen Universitätsbibliothekaren Emil Anders (1806—1887), die uns einen so unmittelbaren Einblick in das alte Dorpat vor 100 Jahren gewähren.

„Meine Jugendzeit,“ schreibt Anders (p. 146)<sup>1)</sup>, „war eine Zeit großer Rührung. Wer kannte wohl damals nicht Klopstocks Ode an Ebert, wo es heißt: „Eindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gesellinnen zu, und vermöchte der Mensch nicht sein Leiden zu weinen, ach, wie ertrüg' er es. dann!“ — Auch zu Freudentränen war man ebenso geneigt. Meine Eltern, die nicht gerade zu den Sentimentalen gehörten und im Sommer einmal abwechselnd auf das reizende Schultzsche Gut Kidjäärw abgeholt wurden, nahmen unter Tränen auf 3 Tagen von einander Abschied, wie wenn jemand heutzutage über das Weltmeer reisen sollte.“

Oder kann man sich etwas Charakteristischeres denken, als folgende Bemerkung (c. p. 93): „Der Enthusiasmus für dieses

1) Veröffentlicht von E. von Schröder in der „Baltischen Monatschrift“, XXXIV, 1892, Heft I—V.

2) Auch Anders selbst sollte seinen Tribut, als er in „dem Wagen der alten Baracke“ sich in Schillers Jungfrau von Orleans vertiefte: „Nach dem zweiten Akte, den ich noch immer heimlich las, konnte ich es nicht mehr aushalten; meine Augen waren vom Weinen verquollen, ich fühlte es wie ein Stück im Halse, ich mußte die Schlußworte des Ganzen zum Voraus lesen . . .“ (c. p. 147).

Kaiserpaar war erstaunlich, aber nicht unwahr: ich sah bei bloßer Nennung der Namen Alexander oder Elisabeth Damen ihre Schnupftücher hervorziehen und ihre Rührung in dieselben hineinschnupfen."

Böse Zungen sagen auch mancher Dame aus unseren Tagen allzugroße Rührseligkeit nach: damals aber schützte kein Stand, Geschlecht oder Alter vor dem Einfluß des Zeitgeistes. Ein jeder, der die Art und den Verkehrston der dörpfschen — und wohl nicht nur der dörpfschen — Studenten von heutzutage kennt, wird die Verbindung der beiden Begriffe „Sentimentalität“ und „Student“ als eine *Contradictio in adjecto* empfinden. Aber in jener Zeit gab es sogar sentimentale Studenten. Der brave Dorpater Bürger von anno dazumal wird freilich wenig davon gemerkt haben. Was er zu sehen, zu hören, zum Teil zu fühlen bekam, waren Umzüge und Kommerse, das Toben von Trinkgelagen, das Klirren von fensterscheiben, die nichts weniger als erbaulichen „Knotenprügeleien“. Trotzdem aber ist der sentimentale Student keine Fiktion, zwecks theoretischer Vollständigkeit von mir eronnen: den altentmässigen Beweis liefert nicht etwa nur das „Tagebuch eines Dorpater Studenten. Geschrieben in den Jahren 1809 und 1810“ (Dorpat 1872)<sup>1)</sup> — sein Verfasser ist ein etwas wunderlicher Eigenbrödlar —, viel charakteristischer ist z. B. das Material, das f. Bienemann in den „Dorpater Sängerbänden 1812—1816. Lieder aus der Jugendzeit der alma mater Dorpatensis“ (Reval 1896) gesammelt hat, und das leicht aus zeitgenössischen Stammbüchern ergänzt werden könnte. Man nehme nur die Statuten dieser Vereine jugendlicher Dichter: „§ 1. Der Zweck der Gesellschaft besteht in vielseitiger Bildung des Verstandes und Herzens“ (p. XIV) oder: „§ 1. Der Zweck der Gesellschaft<sup>2)</sup> ist Veredelung und Ausbildung des ästhetischen Gefühls ihrer Mitglieder“ (p. XXV); oder man vergegenwärtige sich die Szene, wo bei einem Abschiedsfeſt „Ploschkus über die Gefühle bei der Trennung von einem Freunde spricht,“ darüber eine wirkliche Tischrede hält (c. p. XIII).

Den Abstand, welcher unsere Zeit von der damaligen Zeit trennt, läßt auch die Notiz ermessen, „Ploschkus, von Kolbe unterstützt, habe geglaubt, sich in den estnischen Bauern hineindenken und dessen Empfindungen aussprechen zu können geglaubt“ (p. XIX).

1) Ein Paradesstück findet sich auf p. 61, wo eine Liebeszene durch die gemeinsame Lektüre einer Stelle aus „Kabale und Liebe“ eingeleitet wird, die sich in dem „Geist aus Schillers Werke“ (augenscheinlich einer Schillerhrestomatie) abgedruckt findet.

2) Es handelt sich um einen zweiten Verein.

Der allgemeine Zug der Zeit zum einfachen Manne, die Idealisierung des Naturmenschen ist aus Rousseau und „Werther“ ja genügend bekannt<sup>1)</sup>.

Zieht nun auch die Disposition zur Empfindsamkeit durch alle Schichten der Gesellschaft, so nimmt sie doch, entsprechend dem Charakter der betreffenden Situation und der geistigen Veranlagung der verschiedenen Persönlichkeiten, eine durchaus verschiedene Färbung und Tragweite an. Entlockt uns der Abschiedsschmerz von Emil Anders Eltern in Unlaß ihrer dreitägigen Trennung ein vernünftiges Schmunzeln, so vermögen wir noch heute voll die Tragödie nachzuempfinden, welche sich — zunächst auch durchaus auf dem Boden der Empfindsamkeitskultur — zwischen Parrot und Alexander I. abspielte: lange Jahre hindurch hat Parrot den Abbruch der früheren Beziehungen von seiten des Kaisers nicht zu verwinden gemocht.

Und nun zum Schluß noch die Schilderung eines Schatzkästleins aus jener verblichenen Zeit, das uns ein freundlicher Zufall oder wahrscheinlicher wohl vorausschauende Sorglichkeit erhalten hat; eines Schatzkästleins in wörtlichem Sinn aus blankpoliertem gelbem Holz mit schwarzen Einlagen. Öffnen wir sein Schloß mit Hilfe des an rosseidenem Faden hängenden Schlüssels, so erschließt die „Werther Zeit“ sich uns gleichsam in ihrer ganzen Gegenständlichkeit.

Zunächst fällt unser Blick auf eine mit orangefarbenem Stoff überzogene, in Silber und Weiß ausgenähte Mappe: auf dem Deckel sind abgebildet eine griechische Lampe, eine Lyra, ein Tintenfaß mit Gänsekiel und ein aufgeschlagenes Schreibheft. Die innere Seite des Deckels ist mit blauer Seide gefüttert und mit den in Gold ausgenähten Initialen E. M. versehen. Auf den — ebenfalls in Blau gehaltenen — Innenseiten sind die mit Blei gezeichneten Statuen verschiedener Musen angebracht, umgeben von zarten Dignetten; an einer Stelle finden sich zwischen zwei Seiten hineingeschobene aus Papier geschnittene und mit Wasserfarben bemalte Blumen. Weitans am bezeichnendsten ist der hintere Deckel der Mappe: hier erhebt sich auf der einen Seite auf einer Anhöhe ein Rundtempel in griechischem Stil, hinter dem der Mond aufzugehn scheint; auf der anderen Seite erheben sich palmenähnliche Gewächse; in der Mitte aber sehen wir einen Altar mit den in jener

---

1) Die Empfindungen eines indigenen Eisbeigenen hatte viel früher schon R. J. Kätz in seinem Jugenddrama „Der verwundete Bräutigam“ behandelt, das einen Vorfall aus dem wirklichen Leben schildert.

Zeit berühmten Worten: „Et in Arcadia ego“<sup>1)</sup> und darüber eine reichgeschmückte Urne mit der Inschrift: „Durch Nacht zum ewigen Licht.“

Wir heben einen blauen mit goldnen Sternen übersäten Zwischendeckel und sehen vor uns eine Reihe weiterer Damenzeichnungen und -handarbeiten: eine Kopie von der berühmten Braunschweiger Onyrvase; ein Stich: die Wohnung des Plato und der Tempel des Merkur und eine Nadelstichzeichnung: Herkules am Scheidewege; sehr feine Handzeichnungen von der Wilhelm-Tells-Kapelle am Vierwaldstätter See und dem Rheinfall bei Lauffen; zwei entzückende Seidennähereien, ein reiches Blumenstück und eine kleine Kirchhofslandschaft mit Grabkapelle; Noten zu Theodor Körners „Gebet während der Schlacht“ usw. usw.

Lebhaft vermögen wir es uns vorzustellen, mit welcher Würde, welcher Feierlichkeit und Rührung der alte, noch immer schöne Professor C. Morgenstern zu seinem 50-jährigen Doktorjubiläum diese seltsame Kollektion von Gaben aus den Händen seiner zahlreichen Verehrerinnen entgegennahm: sie hatten alles gesammelt, womit er sich in seinem ganzen Leben beschäftigt, woraus er selber Begeisterung geschöpft und Stoff zu seinen zahlreichen Vorträgen: Philosophie, Literatur und bildende Kunst, die Ideen von dem Ruhm, der die Tugend lohnt und den Tod überdauert, von der Freundschaft, welche das höchste Gut edler Seelen ist.

In diesen Gedankenkreisen hatte er sich sein Lebelang bewegt; und durch seine zahlreichen persönlichen Beziehungen zu den geistigen Führern des damaligen Deutschlands bildete er gewissermaßen ein lebendiges Mittelglied zwischen dem Mutterlande und dem Kolonialgebiet am Ostseestrande, das alle geistigen Strömungen und Wandlungen stets treulich mitgemacht und widergespiegelt hat.

---

1) c. die Anfangsworte von Schillers „Resignation“: „Auch ich bin in Arcadia geboren . . .“